

Format de citation

Pieniazek, Wojciech: Rezension über: Robert Gerwarth / John Horne (eds.), Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg, Göttingen: Wallstein, 2013, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung (ZfO), 64 (2015), 1, S. 123-125, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/6297df6e09de48b1960baec58aa4139e>



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

lierungsmöglichkeiten abermals ein Gewaltraum erzeugt, der erneut das Eigenleben militanter Gruppen möglich machte. Dabei ergab sich bei der Kollektivierung durch „summarische Gewalt von oben und partikuläre Gruppenmilitanz von unten“ eine besonders „explosive Mischung“ (S. 437), ein Umstand, der in der bisherigen Forschung stets vernachlässigt wurde, worauf Sch. zu Recht hinweist. Ebenso innovativ ist seine Einteilung der Gruppenmilitanz in drei zum Teil fließend ineinander übergehende Formen: „freie Banden“, bäuerliche Partizipation und Kollaboration sowie Brigaden im Rahmen von Kampagnen. Wie Sch. an mehreren Beispielen deutlich macht, durchliefen die einzelnen Formationen diverse Wandlungen und trugen so erheblich zur Radikalisierung der Gesamtgesellschaft bei.

Mit *Räume des Schreckens* ist dem Vf., vor allem aufgrund seiner theoretischen Schemata, die gerade auch im Schlusskapitel in hervorragender Weise erläutert werden, eine innovative und maßstabsetzende Studie gelungen, die für alle, die sich zukünftig sowohl mit der ukrainischen Geschichte des frühen 20. Jh. als auch mit der allgemeinen Gewaltgeschichte Osteuropas beschäftigen, unverzichtbar sein wird. Kritisch anzumerken ist, trotz des in sich schlüssigen Theorems des Gewaltraums als sozialer Raum, die generelle Vernachlässigung des realen geografischen Raums: Kann das Gewalthandeln in den verschiedenartig auftretenden militanten Gruppen wirklich losgelöst davon betrachtet werden? Hier hätte sich der Rezensent noch ein paar tiefergehende Erläuterungen gewünscht. Dessen ungeachtet liegt mit der Studie von Sch. eine äußerst aufschlussreiche und anregende sowie gut leserbare Arbeit vor, die einen breiten Leserkreis verdient hat.

Marburg

Mathias Voigtmann

Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Robert Gerwarth und John Horne. Wallstein. Göttingen 2013. 347 S. ISBN 978-3-8353-1298-2. (€ 29,90.)

Die beiden Hrsg. Robert Gerwarth und John Horne sowie die zwölf Autoren beschäftigen sich in dem vorliegenden Sammelband anhand mehrerer regionaler Fallbeispiele mit dem europäischen Nachkrieg nach 1918 und der damit verbundenen Gewaltausübung durch paramilitärische Gruppierungen. Der Friedensschluss von Versailles beendete zwar offiziell den Ersten Weltkrieg in Europa, doch „Der Krieg der Giganten ist vorbei, die Kriege der Pygmäen haben begonnen“ – mit diesem bekannten Zitat von Winston Churchill eröffnen die beiden Hrsg. ihr Buch. Das Zitat beschreibt sehr deutlich die Situation nach 1918, da die Phase nach dem Ersten Weltkrieg alles andere als friedlich war und von verschiedenen Gewaltformen überschattet wurde, die besonders in Ostmitteleuropa anzutreffen waren.

Der Umschlag des Bandes zeigt einen Freikorpsangehörigen während des Kapp-Putsches 1920. Man denkt dabei sofort an den brutalen Gewalteininsatz der Freikorps im Auftrag der SPD-Führung gegen linksradikale und äußere Feinde in den frühen Tagen der Weimarer Republik. Die Ereignisgeschichte des deutschen Paramilitarismus ist diesbezüglich von deutscher Seite gut dokumentiert, jedoch fehlt es bis heute an Standardwerken, die dessen Genese und Zerfall, die Gewaltdynamik in der Gruppe und ihren spezifischen Aktionsraum der Gewalt untersuchen.¹

Die paramilitärische Gewalt soll als charakteristisches Merkmal in diesen Konflikten untersucht werden, indem die Autoren ihre Ursprünge, Manifestationen und Auswirkungen

¹ Diese Lücke soll nun die am Herder-Institut in Marburg angesiedelte DFG-Forscherguppe „Gewaltgemeinschaften“ mit Projekten zu den bewaffneten Verbänden im Baltikum 1919 (Mathias Voigtmann) und dem Konflikt um Oberschlesien 1918-1921 (Wojciech Pieniazek) schließen.

in Europa für den Zeitraum 1917-1923 näher betrachten. Als Ursprungsort der paramilitärischen Gewalt gilt das revolutionäre Russland von 1917, wo Standards der Brutalität gesetzt wurden, die sich dann über den russischen Bürgerkrieg sowie die konterrevolutionäre Gewalt der Weißen ihren Weg in das östliche Europa bahnten, wo erst ab 1924 wirklich Frieden herrschte. Paramilitärische Gewalt war danach zwar weiterhin existent, trat aber in einer anderen Erscheinungsform auf.

Die Beiträge des Sammelbandes beschäftigen sich mit verschiedenen regionalen Fallbeispielen, die, so wird es in der Einleitung definiert, mit Hilfe einer „vergleichenden transnationalen“ (S. 12) Analyse die verschiedenen Ursachen für „das geographische Ausmaß der Gewalt“ (S. 13) erklären sollen. Somit ist das Werk keine weitere Studie zu Freikorps im engeren Sinne. Eingangs wird kurz und prägnant der aktuelle Forschungsstand präsentiert, unter explizitem Verweis auf Donald Bloxhams Ansatz der *shatter zones* (S. 12). Hierunter sind große Gebiete – oft mit imperialer Vergangenheit – zu verstehen, wo die politischen Grenzen verschwunden sind und Räume entstehen, die keine staatliche Ordnung aufweisen. Diese werden in den Beiträgen in einen übergreifenden Zusammenhang eingeordnet, wobei gleichzeitig auf die regionalen Besonderheiten eingegangen wird. Anhand der Fallbeispiele wird deutlich, dass die Ursachen der paramilitärischen Gewalt nicht allein im Zeitraum des Ersten Weltkriegs zu suchen, sondern früher zu verorten sind; zugleich wird der Einfluss des Weltkriegs auf ihre Weiterentwicklung aufgezeigt.

Die beiden Hrg. arbeiten die revolutionäre sowie die gegenrevolutionäre Gewalt als zwei zentrale Faktoren heraus und stellen beide in einen ideologischen Wettstreit, der nach dem bolschewistischen Putsch im Oktober 1917 begonnen hatte. Dieser Wettbewerb von Nationalismus vs. Bolschewismus spiegelte sich demnach erstens in den ethnischen Konflikten und zweitens in den früheren Nationalstaatsbildungen nach dem Ersten Weltkrieg im östlichen Europa wider. Diese Entwicklung schlug sich in den postimperialen *shatter zones* nieder und trat erstmalig in der russischen Revolution auf, die als Ursprungsort einer paneuropäischen Nachkriegsgewalt verstanden werden muss. Ausgehend von diesen Überlegungen ergeben sich als leitende Kategorien „Revolution“, „imperiale Zusammenbrüche“ und „ethnische Konflikte“. Diese Begriffe stehen in einem engen Zusammenhang und sollen dem Leser erklären, wie und warum es zur paramilitärischen Gewalt kam.

Diesem Konzept entspricht auch die Gliederung des Sammelbands. Die ersten sechs Beiträge werden unter der Überschrift „Revolution und Konterrevolution“ zusammengefasst und legen den Fokus auf einzelne Länder und Regionen Europas. Stets spielt dabei das Verhältnis zur bolschewistischen Revolution eine Rolle. Interessant sind hier für Osteuropahistoriker Beiträge zu den ehemaligen Gebieten des Zarenreichs und der paramilitärischen Gewalt. Exemplarisch sei hier der Aufsatz „Der weiße Mythos. Russischer Antibolschewismus im europäischen Nachkrieg“ von Nikolaus Katzer genannt, der auf das Selbstverständnis der heterogenen Führungsschicht der Weißen Armee eingeht und ihre politische Tätigkeit in der Emigration schildert. Ausnahmen ohne osteuropäischen Bezug bilden die Fallbeispiele über den finnischen Bürgerkrieg und die paramilitärischen Wurzeln des Faschismus in Italien.

Der umfangreichste Abschnitt „Nationen, Grenzgebiete und ethnische Gewalt“ behandelt paramilitärische Gewalt, die mit neuen Nationalstaatsbildungen oder zerfallenden Imperien verbunden war. Hinsichtlich Ostmitteleuropas werden hierzu die Ukraine, das Baltikum und der Balkan behandelt. Am Beispiel von Polen und Irland zeigt Julia Eichberg im transnationalen Vergleich beider Nationen den Übergang vom Ersten Weltkrieg in die darauffolgenden Bürgerkriege und lenkt den Blick auf eher ungewöhnliche Kombattanten wie Jugendliche und Frauen. Abgerundet wird das Kapitel durch Beispiele aus dem Osmanischen Reich und Großbritannien. Als einziges positives Gegenbeispiel wird von Horne Frankreich präsentiert, wo es nach 1918 zu keinen paramilitärischen Exzessen kam.

Der Sammelband ist insgesamt gelungen und lesenswert, da er in voller Ausnutzung der transnationalen und vergleichenden Forschungsperspektive äußerst anregende Überlegungen für diejenigen Historiker bietet, die sich intensiv mit dem neuen Forschungsfeld „Para-

militarismus in der Zwischenkriegszeit“ beschäftigen, aber auch für Osteuropahistoriker, die nach möglichen Erklärungsmustern für die Gewaltexzesse im Osten suchen. Es ist somit der erste Versuch, die paramilitärische Gewalt nach 1918 in einem gesamteuropäischen Zusammenhang zu präsentieren und sich kritisch mit der monokausalen Brutalisierungsthese von George L. Mosse auseinanderzusetzen. Mosse zufolge fanden die durch den Weltkrieg verrohten, heimgekehrten Kombattanten in der paramilitärischen Gewalt ihr gesellschaftliches Ventil.² Wenn man sich die komplexen und vielschichtigen Beispiele im Sammelband anschaut, so ist dieses Erklärungsmuster nicht ausreichend. Die Hrsg. geben in der Einleitung einen guten und detaillierten Einblick in die aktuelle Forschungsdebatte sowie eine Übersicht über Theorieansätze des *Cultures of Defeat*, Kriegserfahrung in ethnischen Grenzgebieten oder die Frage nach der Demobilisierung von Kombattanten. Leider wird gerade für den theoretischen Rahmen kein Literaturverzeichnis angeboten. Dies ist der einzige Kritikpunkt zu einem ansonsten spannenden Sammelband, der sehr zu empfehlen ist.

Marburg

Wojciech Pieniazek

² GEORGE L. MOSSE: *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, Oxford 1990.

Slovensko a Svätá stolica 1918-1927 vo svetle vatikánskych prameňov. [Die Slowakei und der Heilige Stuhl 1918-1927 im Lichte vatikanischer Quellen.] Hrsg. von Emília Hrabovéc. Univ. Komenského v Bratislave. Bratislava 2012. 557 S. ISBN 978-80-223-3227-9.

Die vatikanischen Archive sind eine Fundgrube für Historiker, die sich über die Geschichte der katholischen Kirche hinaus mit transnationalen Anliegen quer durch die Jahrhunderte und über Länder und Kontinente hinweg beschäftigen. Dies macht auch eine Quellenpublikation zur Geschichte der Slowakei und der Tschechoslowakei ab dem Ersten Weltkrieg bis zum Jahr 1927 deutlich, die von Emília Hrabovéc, Professorin für Kirchengeschichte an der Universität Bratislava, vorbereitet worden ist. Es geht um den Austausch zwischen dem Heiligen Stuhl und slowakischen, tschechoslowakischen und ungarischen Diplomaten, Bischöfen und weiteren Repräsentanten, der in einer ersten breiten Auswahl vatikanischer Archivmaterialien vorgestellt wird. Abgehandelt werden dabei nicht nur die kirchenpolitisch relevanten Aspekte, sondern auch zwischenstaatliche und außenpolitische Fragen, die sich aus dem Zusammenbruch der Donaumonarchie und der Neuordnung der staatlichen Grenzen in Ostmitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg ergaben, außerdem innenpolitische Aspekte wie jener des politischen Katholizismus und der katholischen Parteien sowie die zwei großen diplomatischen Krisen 1921 und 1925 zwischen Prag und dem Vatikan, die fast zum Abbruch der außenpolitischen Beziehungen geführt hätten.

Die Schriftstücke sind im vollen Wortlaut in den Originalsprachen abgedruckt, nicht nur in italienischer, sondern auch in lateinischer und französischer Sprache, und sie werden durch slowakische Regeste und Kommentierungen erschlossen. Drei Gattungen an Dokumenten werden vorgestellt: zum einen diplomatische Berichte des Wiener Nuntius Valfrè de Bonzo, des ersten Prager Beauftragten und Nuntius Clemente Micara, des Nuntius Francesco Marmaggi bzw. ab 1925 des *chargé d'affaires* Antonino Arata. Zum anderen handelt es sich um Protokolle der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten (also des außenpolitischen Beratungsgremiums des Vatikans), die sich auf die Slowakei beziehen. Als drittes geht es um Korrespondenzen von geistlichen Repräsentanten wie Bischöfen und Kardinälen nach Rom.

Dass außenpolitische, innenpolitische und kirchenpolitische Angelegenheiten im neuen tschechoslowakischen Staat eng miteinander verschränkt waren, zeigt sich in den publizierten Akten zu den Grenzregelungen nach dem Ersten Weltkrieg. Prag wollte sich die